Haus und Hof

Autor(en): **Bachmann, Wolfgang**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): **- (2000)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-919122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wolfgang Bachmann

Haus und Hof

Es nieselte. Aldinger spähte durch die Wohnzimmerpalme in den Vorgarten. Mist! Er hatte das Auto Claudia versprochen, deshalb blieb ihm nur das Fahrrad, um in sein Büro nach Obermenzing zu kommen. Vielleicht noch etwas warten. Früher lag das Büro gleich im Souterrain, ein kleines dunkles Zweieinhalb-Zimmer-Gelaß, das den Arbeitsstättenrichtlinien Hohn sprach. Aber wenn man sich als junger Architekt selbständig machte, konnte man nicht wählerisch sein. Da wurden in Küchen und Kellern Wettbewerbe gezeichnet, auf Speichern und in Garagen baute man Modelle für die wegweisende Architektur der Zukunft. Er war sogar noch in einer privilegierten Position. Claudia hatte ihr Erbteil, zwei Weinberge in der Pfalz, verkauft, damit ließ sich leicht das kleine Reihenhaus in der Böcklinstraße kaufen. Aldinger hatte es mit rührender Architektenliebe renoviert und umgebaut. Endlich konnte er einmal seine innersten akademischen Prinzipien, Authentizität und Werktreue betreffend, ungehindert verwirklichen. Wo es Neues brauchte, hatte er unbestechlich modern mit Beton und Stahl gebaut, scharfe Brüche, die jedem Besucher demonstrierten: Hier wohnt ein Architekt. An anderen Stellen waren allerdings doch Lug und Trug nahe beieinander, da hatte er heimlich das kleinteilige Register zwischen Wiederherstellen, Erneuern und Nachempfinden mit originalen und originellen Erfindungen strapaziert. Ein inneres Harmoniebedürfnis hatte ihn geleitet. So war das Haus eine gebaute Exkursion vom Jugendstil über das Bauhaus zu den spröden Tendenzen der unsicheren Gegenwart. Aber, so dozierte Aldinger gerne, es gab nichts Postmodernes unter seinem Dach. Nein, da hatte er seine Prinzipien.

Als er Anfang der achtziger Jahre mit zwei freien Mitarbeitern in das kalte Büro im Untergeschoß eingezogen war, da glaubte er noch, mit Selbstbeschränkung und Phantasie der Gesellschaft einen architektonischen Beitrag liefern zu können. Daß es im Keller so frisch war, gehörte mit zu seiner selbstgefundenen Berufung. 'Öko-Architektur' baute er damals mit seinen zwei Getreuen, meist freistehende Einfamilienhäuser für Lehrerehepaare. Alles daran war irgendwie gesund und biologisch, eine Mischung aus homöopathisch interpretierten Bauernregeln (Über-Lebensstrategie nannten sie das damals), gesundem Menschenverstand und überschätztem Vertrauen in die Entwicklung neuer Energiespartechniken. Jedes Haus war ein gebautes Manifest, ein Fanal der Abkehr von der umweltzerstörenden Ressourcenverschwendung. Die Arbeitsbesprechungen mit den Bauherren reichten bis in die späte Nacht, es waren geheime Resolutionen gegen die da oben, die anderen, die Autofahrer, Raucher, Fleischesser. Verdienen konnte man nichts mit der Arbeit, das merkte Aldinger aber erst allmählich. Seine Bauherren, die ihn rasch duzten, behandelten ihn, als erwarteten sie von ihrem Architekten einen persönlichen Beitrag, als hätte er die betonierten Sünden seines Berufsstandes wiedergutzumachen. Sie gingen mit ihm um, als baue er ihnen eine Waldorfschule, und von daher wußte man ja, daß so ein Werk nur unter Aufopferung des Einzelnen als astralischer Impuls für die Zukunft zuwege kommen konnte. Das Schlimmste aber war für Aldinger, daß seine Lehrerbauherren so viel Zeit hatten. Sie kamen schon mittags auf die Baustelle, prüften nach, rieten ab, hatten Verbesserungsvorschläge. Und waren sehr enttäuscht, daß ihr Architekt nicht regelmäßig bei ihrem Haus anzutreffen war. Nahm er seinen Auftrag so wenig ernst? Sie würden dreißig Jahre an diesem Haus bezahlen, dreißig Jahre, das mußte man sich einmal vorstellen! Eine ganze Generation lang. Und dieser Architekt saß in seinem Keller und zeichnete vielleicht schon das nächste Haus.

Aldinger zeichnete tatsächlich immer mehr nebenbei - Keller für Fertighäuser, Garagenanbauten, Gewerbehallen und kleine Bebauungsvorschläge zu Ortsranderweiterungen in Niederbayern. Er verschwieg diese Tätigkeiten, mit denen er sein Kleinstbüro mühsam über Wasser halten konnte. In manchen Monaten waren die Gehälter nur zu bezahlen, weil Claudia inzwischen merklich zum Lebensunterhalt beisteuern konnte. Sie komponierte Musikhäppchen für die Werbung, knappe, eingängige Melodiefetzen, die halfen Autoreifen, Kreissägen und Schonkaffee zu verkaufen. Sie brauchte dazu nicht mehr als ein Keyboard und ein paar elektronische Kästen mit hochtrabenden englischen Namen.

Aldinger litt manchmal unter seinem ideologisch unglaubwürdigen Erwerbsleben. Das mit der Revolution, die er sein Studium lang mit angezettelt hatte - weniger auf der Straße als in Hörsälen und Szenekneipen - , war ja hoffnungslos im Sand verlaufen. Mittlerweile wählte er rot-grün, das war seine Überzeugung. Aber eigentlich erging es ihm unter den Schwarzen in Bayern ganz passabel. Als Architekt mit etwas Vermögen gehörte man zu den Privilegierten. So konnte er die ungleiche Güterverteilung genießen und sich gleichzeitig darüber entrüsten. Das verlieh insgeheim eine gewisse gesellschaftliche Sicherheit, was er allerdings nie zugegeben hätte. Seine ehemaligen Mitstreiter waren Stadtbauräte, Hochschullehrer mit Pensionsanspruch oder Architekten mit erfolgreichen Büros geworden. Zwei lebten nicht mehr, sie hatten aus der Unvereinbarkeit ihrer Überzeugungen mit dem wirklichen Leben die Konsequenzen gezogen. Ein dritter, Hannes, tauchte lange Zeit als verwischtes Konterfei auf Terroristenplakaten auf. Dann war sein Bild auf einmal durchgestrichen. Schneller als die Fahndungsanschläge neu gedruckt werden konnten, hatte das aufgeregte Volk den Abschuß notiert: Da waren's nur noch neun.

Die Ökohäuser bedeuteten für Aldinger den weichen Wiedereinstieg in die konkrete politische Auseinandersetzung. David gegen Goliath sozusagen. Er glaubte, das fünfzehn Jahre zuvor Diskutierte, das er streng genommen nie mit seinem angestrebten Beruf zusammenzubringen wußte - es sei denn über die Frage der Grundrente oder genossenschaftlicher Wohnmodelle -, hätte sich nun endlich als passable Aufgabe gestellt. Aber allmählich war er zu der bestürzenden Erkenntnis gelangt, daß die schlechte Energiebilanz von Einfamilienhäusern, die unwirtschaftliche Erschließung der Grundstücke und die langen Verkehrswege, die die Bauherren täglich auf sich nahmen, um von ihrer billigen Parzelle auf irgendeiner zum Bauland geadelten, sauren Wiese zur Arbeit zu fahren, eine größere Verschwendung waren, als wenn man in einer völlig banalen Etagenwohnung in einem städtischen Wohnblock lebte. Als schließlich einer seiner Bauherren - Lehrer für Werken und Physik - sein Talent als Selbstbauer entdeckte und eigenmächtig Verbesserungs- und Einsparungsvorschläge am genehmigten Entwurf für sein Haus vornahm, da war für Aldinger diese Spezialisierug seines Büros zu einem heftigen und unrühmlichen Ende gekommen. Nie wieder! schwor er sich. Lieber Büros für den alten Klassenfeind bauen als Einfamilienhäuser für Lehrer.

Das lag nun schon sechs, sieben Jahre zurück. Heute schmunzelte er darüber. Er hatte nichts ausgelassen, um ein gerüttelt Maß Berufs- und Lebenserfahrung zu gewinnen. Dann standen sie vor dem Aus. Claudia verkaufte wieder einen Weinberg, der ohnehin einer Umgehungsstraße im Wege lag und später zum Kern einer Ortsranderweiterung werden sollte. Aldinger hatte Glück: Claudias Werbefuzzies beauftragten ihn damit, ihre Studios umzubauen, ein lange zurückliegender erster Preis eines Wettbewerbs sollte jetzt bei sich erholender Konjunktur realisiert werden, und sein alter Arbeitgeber Wenz aus Stuttgart schusterte ihm eine lukrative Bauleitung für ein Münchner Projekt zu, weil er keine Lust hatte, dafür jemanden einzustellen, den er nicht richtig unter seine Fittiche nehmen konnte. Wenn die Not am größten, ist der Herr am nächsten, pflegte seine Mutter zu sagen.
Ach, Mutter. Aldinger ging ins Treppenhaus und horchte. Mama, rief er nach oben, ich geh' jetzt. Brauchst Du was? Es dauerte ein paar Sekunden, dann schnappte eine Tür zwei Etagen höher, und Mutter Aldinger bestätigte wie jeden Tag, daß es ihr gut gehe und sie nichts benötige. Aber es regne draußen, und wenn er jetzt mit dem Fahrrad ins Büro wolle, dann müsse er unbedingt etwas überziehen. Eine Windjacke oder einen Anorak. Hast du einen Anorak? fragte sie. Ja, Mama. Ich habe einen Anorak, bestätigte er, und ich mach' ihn auch richtig zu. Dann ist es gut, Bub. Ihre Tür fiel ins Schloß.
Er zog sich eine alte Öljacke über und holte sein schwarzes dänisches Pedersen-Rad aus dem Keller. Heute würde er wieder etwas für das Betriebsklima tun. Er kaufte beim Bäcker eine Tüte Brezen, verstaute sie unter seiner Jacke und radelte los. Zehn Minuten brauchte er höchstens bis zur Tankstelle.
Das war sein Büro, eine alte Gasolin-Tankstelle in Obermenzing. Er hatte sie nach den ersten Zeichen wirtschaftlicher Genesung günstig kaufen können, weil sich ausser Getränkemärkten und Imbissbudenbetreibern niemand für das kaum zu bewirtschaftende Anwesen interessiert hatte. Dass die Tankstelle aufgegeben wurde, lag nicht etwa daran, dass sich der Benzinverbrauch inzwischen halbiert hätte oder der Autoverkehr aus einem überirdischen Grund zurückgegangen wäre. Das Gegenteil war der Fall. Man hatte eine Durchgangsstraße in der Nähe gebaut, und damit war der altmodischen Tankstelle aus den fünfziger Jahren buchstäblich das Benzin abgegraben worden. Der komische Gewerbebau hatte Aldinger sofort gefallen. Es war - wenn man sich etwas in die Tasche log - immerhin so eine Art Wiedergutmachung. Tankstellen zu Architekturbüros! hatte er auf die Einladungen zur Büroeröffnung gedruckt. Attraktion des Bauwerks war ein papierdünnes Betondach, das von einer sich nach oben elegant mit der Decke verschmelzenden runden Mittelstütze getragen wurde. Die rückwärtige Hälfte des Daches ruhte auf dem kastenförmigen Block des ehemaligen Tankwartbüros, in dem sich jetzt das Architekturbüro eingerichtet hatte. Ein dazugehörendes Werkstattgebäude hatte Aldinger bei den Sanierungsarbeiten ebenfalls hergerichtet. Es stand aber meistens leer. Sein Sohn feierte dort Feste, im Sommer mietete sich manchmal der Bund Deutscher Architekten ein, oder seine Frau schleppte ihre Werbefuzzies an, die dort ihre Präsentationen vorbereiteten.

Aldinger liebte seine Tankstelle. Für die Instandsetzung des heimlichen Baudenkmals hatte er den BDA-Preis Bayern erhalten - auch ein kleiner Akquisitionsbeitrag, nachdem die Zeitschrift BauWerk das bescheidene Anwesen veröffentlicht hatte. Hier war er - noch mehr als beim Umbau seines Reihenhauses - auf lautere Werktreue bedacht gewesen. Äußerlich hatte er die Tankstelle so schön wieder hergestellt, wie sie nie gewesen war. Die Wände strahlten in provozierendem Weiß. Die filigranen Fenstersprossen der um die Gebäudekanten gebogenen Scheiben leuchteten in einem vornehmen Blau. Natürlich war er bei der Einfachverglasung geblieben, das mußte sein und war vor allem billiger. Im Winter nahm man jetzt Eisblumen in Kauf, bei tiefstehender Sonne konnte man nicht einmal mehr einen Taschenrechner ablesen. Experimente mit Jalousien gestattete Aldinger nicht, seit er gesehen hatte, daß auch in Norman Fosters neuem Londoner Büro die Mit-

arbeiter mit angeklebten Blenden aus Zeichenkartons ihre CAD-Monitore vor der gnadenlos einfallenden Sonne schützten. Es gab auch keinen Windfang oder Flur. Wenn man die Glastür öffnete, stand man praktisch neben einem Zeichentisch. Unter Umweltgesichtspunkten war die Beheizung ein Skandal, aber irgendwie hatte sein Statiker die Wärmebedarfsberechnung hinfrisieren können. Über dem Eingang hatte Aldinger den Namen des ehemaligen Pächters durch seinen eigenen ersetzen lassen. Blaue Leuchtstoffbuchstaben, deren magische Farbe sich in einer feinen strahlenden Röhre am Rand des dünnen Daches fortsetzte. Das war zwar Werbung, widersprach aber nicht den Standesregeln. Anstelle der Zapfsäulen standen zwei kugelförmig beschnittene Lorbeerbäume auf der betonierten Schwelle der Vorfahrt, unter der ein blauer Fahrradständer montiert war - mehr Ironie als ökologisches Symbol.

Jetzt war Aldinger da, schloß sein Rad in den Ständer und drückte die Tür auf.
Moin!
Er liebte es, bestimmte Worte und Satzfetzten in fremden Dialekten von sich zu geben. Niemals hätte er 'Grüß Gott!' gesagt. Vielleicht 'Grüezi miteinand' oder 'Hi, folks'. Er zog die Brezentüte unter dem Anorak hervor und legte sie Frau Heim auf den Tisch.
Da, Heimchen, was zu kauen.
Oh, Grüß Gott, das ist ja wieder toll wie wir verwöhnt werden.
Frau Heim war technische Zeichnerin, Sekretärin und Kaltmamsell in einer Person. Sie war mit ihren 60 Jahren die gute Seele des Büros seit seinem Bestehen. Frau Heim trug die Tüte in die Teeküche, die sich neben Garderobe, Toilette und Kopierraum im Hintergrund ihres Arbeitsplatzes befand. In diesen Kammern gab es noch Rudimente der ehemaligen Tankstelle, Teile eines Auswuchtgerätes, einen Kompressor, den Aldinger für seine Modellbauwerkstatt hatte instandsetzen lassen, eine Werkbank mit einer Fettpresse und jede Menge Deckenhaken, Kranschienen, Schlauchhalter und dekorativ an den Wänden befestigte Werkzeuge. Über allem drohte ein großes Emailleschild: Rauchen verboten. Es war das einizge Requisit, das er dazugekauft hatte. Dieses kleine Tankstellenmuseum war vor allem nützlich, wenn einmal ein neuer Bauherrenvertreter auftauchte. Schon beim Ablegen des Garderobe ergab sich wie von selbst ein Gesprächsthema. Und Aldinger wußte großzügig mit Dichtung und Wahrheit umzugehen. Da seine Mitarbeiter jedesmal unfreiwillig seinen Ausführungen zuhörten, fühlte er sich unablässig herausgefordert und erzählte die Geschichte des Umbaus immer spannender, flocht Anekdoten ein von Le Corbusier oder den Bohrinseln in der Nordsee. Bis man sich zum eigentlichen Arbeitsgespräch niedergelassen hatte, war das Eis gebrochen. Konnte es einen sympathischeren, gewissenhafteren, klügeren Architekten geben? Höchstens Curt, der unsichtbare Schatten Aldingers, zweifelte noch etwas.

Dies war die linke Hälfte des Büroraums. Gegenüber von Frau Heim saß gewöhnlich Manfred Benatzky - wenn er da saß, was bei seiner Auffassung von notwendiger Präsentation des Büros nach außen nicht allzu häufig vorkam. Benatzky war der älteste freie Mitarbeiter, ebenfalls Architekt wie Aldinger. Seine Vorstöße, gleichberechtigter Partner zu werden, waren bislang nicht von Erfolg beschieden gewesen. Aldinger nahm ihn einfach nicht richtig ernst, was bisweilen zu einer strapaziösen Stimmung führte. Der mit seinen Krawatten..., pflegte er gewöhnlich vor sich selbst das Werben seines Kollegen abzutun. Im Büro nannten ihn alle >Manni<, wenn mehr Zeit war >Armani Bielefeld<. Das verband die Herkunft des lokalpatriotischen Fußballfans mit seinen von ihm selbst regelmäßig und wortreich vorgestellten Designerkrawatten. In einem war er Aldinger allerdings voraus, und das stärkte denn doch seine Position im Büro: Er hatte richtig Geld. Von woher auch immer.

Dieser vordere Teil des ehemaligen Tankwarthäuschens reichte nach dem Umbau bis unter das Dach der Vorfahrt, war also fast vier Meter fünfzig hoch. Es war ein Raum, in dem das Licht spielte, in dem es eine Lust war, sich zu bewegen, zu sitzen, zu arbeiten. So hatte Aldinger die weiße Höhle für sich und seine Mitarbeiter beschrieben. Leider affizierte der Raum nicht alle Sinnesorgane gleichermaßen günstig. Da der Boden mit harten, weißen Fliesen ausgelegt war - Mittelmosaik, millimetergenau eingefügt, keine Fliese war geschnitten -, hatte das Büro die akustische Qualität einer Badeanstalt. Telefonieren war nur möglich, wenn man langsam mit leiser, tiefer Stimme sprach. Das hätte zwar nach außen den Anschein freundlicher Professionalität demonstriert, ließ sich aber auf Dauer nicht durchhalten. Vor allem, da auch jedes andere unfreiwillig erzeugte Geräusch klirrend und schrill durch den Raum hallte. Aber erst als ein Bauherr die Katastrophe beim Namen nannte, ließ Aldinger, ernste Umsatzeinbußen befürchtend, mit sich reden. Das Ergebnis waren weiche Dämmelemente in Mondrian-Farben, alle 88,5 Zentimeter im Quadrat, die nun als leuchtender Fries die drei Außenwände in der Höhe gliederten - entsprechend dem Goldenen Schnitt, natürlich.

Rückwärtig, durch eine zu einer Empore führenden Treppe von der Teeküche getrennt, gab es ein weiteres Büro. Hier saßen die Kollegen Frank, Dilg, Konz.

Wegen ihrer knappen Namen führte Aldinger sie in launigen Momenten unter der Sammelbezeichnung 'einsilbige Banditen'. Frank, Dilg, Konz waren die CAD-Spezialisten, verantwortlich für Werkplanung, Ausschreibung, Bauleitung. Ihr Büro war etwas in den Boden abgesenkt, damit die Raumhöhe für die darüberliegende Galerie noch halbwegs ausreichte. Auch das unterstützte die Vorstellung, daß die drei Mitarbeiter irgendwie vier Stufen unter dem allgemeinen Niveau arbeiteten. Sie hatten auch nur einen Fachhochschulabschluß, wie Benatzky bei passender Gelegenheit einzustreuen pflegte. Etwa Frank: Bauzeichner, Abendschule, zweiter Bildungsweg... Benatzky konnte die Karriere des Kollegen schildern, als handelte es sich um die Wiedereingliederung eines Trinkers.

Eine schmale, schachtartige Treppe, sie lag genau in der Verlängerung der Eingangstür, führte in das niedrige Obergeschoß. Daß man hier Arbeitsräume genehmigt hatte, war nur durch die trickreiche Interpretation der Landesbauordnung möglich gewesen. Aldinger hatte eine offene Galerie in den Plänen eingezeichnet, und als die Bauabnahme erfolgt war, die eine Hälfte mit einer soliden Ziegelwand umschlossen. Dort befand sich sein Büro. Er saß damit über allen. Wenn er wollte, konnte er ein kleines Fensterchen öffnen und seine Anweisungen durch das Büro rufen. Aber das tat er eigentlich nie. Meistens rief er nur, warum es nichts zu trinken gebe, was allgemein als Aufforderung betrachtet wurde, sich eine Flasche Trollinger aus der Teeküche zu holen und mit einer Verbindung von Überstunden und langsamer Besoffenheit den Feierabend noch etwas hinauszuschieben.

Frank und Dilg sind auf der Baustelle, Konz ist krank, rapportierte Frau Heim. Aldinger nickte und sah zu dem mit halbgerollten Plänen und Ordnern völlig zugeschütteten Tisch von Benatzky. Bevor er fragen konnte, hatte sie schon achselzuckend eine Erklärung gegeben: Lokalbaukommission.
Mein Gott, das kann dauern!
Aldinger haßte die Betriebsamkeit seines Kollegen. Vor allem, da er wußte, daß Benatzky nach seiner Rückkehr ihm alles haarklein, nahezu in Echtzeit, noch einmal erzählen würde. Auf Bielefelderisch. Und lauthals. Das war das Attribut, das Aldinger am ehesten zu Benatzky einfiel. Lauthals. Könnte in diesem Fall sogar ein Hauptwort sein. Dabei pflegte der sich so ansteckend in Begeisterung zu reden, daß auch alle anderen glaubten: Hätte Benatzky heute nicht mit der Behörde Tacheles geredet, wäre in den nächsten Wochen kein Baufortschritt mehr zu erzielen gewesen. Die Crux war, so ganz abstreiten ließ sich sein Erolg nicht. Benatzky war bekannt wie ein bunter Hund. Man konnte ihm nichts abschlagen, ohne sich irgendwann einen dummen Nachteil dafür einzuhandeln. Wenn Aldinger mit ihm in eine völlig unscheinbare Trattoria ging, wurde Benatzky begrüßt und hofiert wie der heimliche Thronfolger, was er mit gespielter Bescheidenheit zu genießen wußte. Ich kenn' die doch gar nicht, beschwichtigte er jedesmal, was den Triumph, daß ihn alle kannten, auf die Spitze trieb. Aldinger wurde von niemandem beachtet. Er zahlte dafür meistens, was seine Popularität bis zum Verlassen des Lokals geringfügig steigerte. Eine andere Marotte von Benatzky war, Grüße auszurichten oder aufzutragen. Ob er damit seine Umgebung an seinem illustren gesellschaftlichen Leben teilhaben lassen wollte oder nur sich selbst in Erinnerung bringen, war Aldinger gleichgültig. Er haßte einfach diese kleinbürgerlichen Umgangsformen, mit denen er in den fünfziger Jahren aufgewachsen war. Als Kind wurde er ständig mit Grußformeln losgeschickt zu Lehrern, Nachbarn, Onkel und Tanten. Immer mußte er den schönen Gruß dahersagen, was meistens sofortige Freundlichkeit bei den Gegrüßten auslöste. Aber der Knabe Aldinger war zu schüchtern, er fürchtete sich davor, mit dieser Zauberformel auf einmal im Mittelpunkt zu stehen und sich den Scheitel tätscheln zu lassen. Lieber würgte er an den Grüßen herum, bis ihm vor Angst und schlechtem Gewissen die Tränen in die Augen traten. Zuhause fragten sie später, ob er alles schön gesagt habe und ihm nicht auch Grüße mitgegeben worden seien. Lügen durfte man nicht. Also stotterte er los, biß sich auf die Lippen und heulte schon, bevor ihn der Vater für seine Verstocktheit an den Haaren zog. Der Junge ist eigenwillig und obstinat, und du bist schuld, rief er dann zu seiner Frau. Daran mußte Aldinger jedesmal denken, wenn Benatzky mit seinen Grüßen daherkam. Nein, niemals! Gegrüßt wurde nicht. Wenn ihm wirklich jemand solche Dummheiten für seinen Mitarbeiter mitgab, dann weigerte sich Aldinger, sie auszurichten. Er hätte es Benatzky unter der Folter nicht verraten. Nein, keine Grüße.

Frau Heim kannte dieses schwierige Verhältnis der beiden Männer. Natürlich ergriff sie Partei für Aldinger, den sie heimlich verehrte. Aber sie besaß soviel mütterlichen Charme, daß sie sich niemals offen zu einer ungünstigen Bemerkung gegenüber Benatzky hinreißen ließ. Nein, Frau Heim war sogar noch raffinierter. Sie wiederholte die aufopferungsvolle Arbeit und die untrüglichen Verdienste von Benatzky mit so einer Liebenswürdigkeit, daß sie insgeheim das Gegenteil damit erreichte. Aldinger sah ein, daß Benatzky sich wieder wichtig gemacht hatte und statt eines energischen Telefongesprächs lieber für Stunden in irgendeinem Behördenverließ verschwunden war, um dort etwa über die Rechtsnatur von Einfriedungen zu verhandeln.

Aber gleichzeitig spürte er auch, daß es sein Versagen war, diesen pompösen Leerlauf nicht abzustellen. Es war nicht einmal auszuschließen, daß Benatzky insgeheim einer umfangreichen Nebentätigkeit nachging. Aber das aus den begeisterten Rapporten seines umtriebigen Mitarbeiters herauszufinden, wäre für ihn ebenfalls zu einer Nebentätigkeit ausgeartet. Er mußte ihn lassen. So war Frau Heims mitfühlende Berichterstattung gleichzeitig eine ständige Kritik an Aldinger. Sie lobte ihn, sie liebte ihn - und ließ ihn dabei spüren, wo seine Schwächen und seine fehlende Führung steckten. Sie war ein Aas, ein gescheites Aas. Und fünfzehn Jahre älter als er.

Aldinger griff sich Zeitung, Post und eine Breze und versuchte gleichzeitig, seine Öljacke auszuziehen. Frau Heim half ihm: Eins nach dem andern. Soviel Zeit muß sein. So kamen sie miteinander bei der Garderobe an. Aldinger drückte alles, was er in Händen hielt, Frau Heim in die Hand. Ihm war etwas eingefallen.
Sekunde, mal, sagte er und verschwand in der Toilette. Er sah in den Spiegelschrank. Nichts! Kein Gurgelwasser.
Heimchen, rief er durch die halboffene Tür, hab' ich manchmal Mundgeruch?
Was haben Sie manchmal? Sie hatte es genau verstanden, fand die sehr private Frage ihres Chefs aber wieder einmal so abwegig, daß sie einen Augenblick nach einer Antwort suchte.
Stink' ich manchmal aus dem Hals? Oder immer?
Frau Heim lachte und fing mit umständlichen Erklärungen an, Eßgewohnheiten und Verdauung betreffend, und stellte in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen Aldingers Vorliebe für Spaghetti aglio e olio.
Himmel, ich weiß auch was gut schmeckt. Aber ich will wissen, ob ich Mundgeruch habe.
Ach, zierte sie sich, bei diesen Kettenrauchern und Kaffeetrinkern ist es viel schlimmer. Ja, manchmal haben sie so ein..., ein altes Aroma, lachte sie. Wollen Sie einen Kaugummi?
Aldinger nickte kraftlos.
Ist es schlimm?
I wo.
Sie schüttelte den Kopf und suchte einen Gummi in ihrer Schreibtischschublade.
Mir wäre es gar nicht aufgefallen, wenn Sie nicht gefragt hätten. Wissen Sie, bei Ihnen achtet man zuerst auf etwas anderes. Sonst, bei Männern, na ja, da kann das gleich nachteilig sein...

Aldinger schmunzelte und stach sie mit dem Finger in die Taille, deren sehenswerten knappen Umfang sie sich mit Hungerkuren und täglichen Yogaübungen erarbeitet hatte. Es war sicher nicht politisch korrekt, seiner Sekretärin an die Taille zu fassen, aber wie er es machte, da konnte man nichts Frauenfeindliches feststellen. Er war sicher, ziemlich sicher, Frau Heim hätte auch weitergehende Regelverstöße erlaubt. Und vor ein paar Jahren wäre das auch nicht auszuschließen gewesen. Aber je älter er wurde, um so mehr neigte sich seine Vorliebe für erfahrene Frauen deren jungen Töchtern zu. Selten war es mehr als eine stille Verehrung. Aldinger liebte die Frauen. Alle Frauen. Keinen bestimmten Typ, alle Typen. Oder besser: Teile von ihnen. Jeden Tag entdeckte er ein hübsches Detail. Oft war es nur ganz wenig, was seinen Schönheitssinn herausforderte. Natürlich: lange Beine, kurzer Rock, tiefer Ausschnitt, rote Lippen. Aber das empfand er eher als Stammtischtaxierungen. Seine Augen suchten Kleinigkeiten, deren ästhetischen Wert die Betroffene vielleicht nicht einmal kannte. Es waren zufällige Situationen, flüchtige Momente, in denen sich eine Frau vorteilhaft demjenigen offenbarte, der es empfinden wollte. Manchmal entdeckte Aldinger ein kleines Ohr mit einem Silberclip, über den eine Locke fiel, unversehens beim Aussteigen aus der S-Bahn. Dann wieder Augen, Augen waren wichtig, schwarze Augen, die rätselhafte Blicke senden konnten. Oder nur ein harmloser Träger, der unter dem Pullover diagonal ein schmales Schulterblatt kreuzte und dem man gerne liebevoll einen geraderen Weg geebnet hätte. Manche Frauenhände konnten sich auch wunderschön bewegen. Verkäuferinnen, die ihre schlanken Hände in seidige Stoffe tauchten und sie über den Fächer ihrer Finger spannten, das war schon eine heimliche Verführung, die aber solidarisch alle schönen Frauen mit einschloß. Ganz wichtig waren Strümpfe. Vernachlässigte man, daß es sich in den meisten Fällen um praktische Strumpfhosen handelte, in derem billigen Glanz stärkere Waden bisweilen aussahen, als seien sie in eine pralle Wurstpelle gestopft, so bescherte dieses transparente Gewebe Aldinger doch die hübschesten, erotischen Bilder. Besonders liebte er es, wenn sich Strümpfe nicht bloß wie eine immaterielle Farbschicht unsichtbar ahnen ließen, sondern wenn sie sich bei leicht gedrehten Gelenken wie eine zarte Haut von den Fesseln hoben. Das waren großartige Partien, dort wo das glatte, warme Gewebe sich als zartes, durchsichtiges Gespinst verriet. Und kaum bewegten sich die Beine, verschwanden die matten Falten wieder, und der Strumpf spannte sich glatt und unsichtbar. Aldinger wußte, irgendwann würde er einer fremden Frau ganz sanft an die Knöchel fassen. Das würde furchtbar peinlich für ihn werden. Das Grapschen nach Frau Heims Taille war schon ein Anfang. Auch das war so eine heimliche Botschaft, das elastische Federn ihres Leibes, den vielleicht auch eine wie immer zu bezeichnende Wirkware zu dieser festen Form straffte. Aldingers Finger waren sensibel. Er ahnte schon vorher, wie weit sie eindringen, wie weit sie seit-

lich auf den tieferliegenden, glatten, knisternden Schichten abgelenkt würden. Sinnlich waren Kleinigkeiten.

Er ging zur Treppe, fast schon wieder mißmutig. Wenigstens war es jedesmal ein erhabenes Gefühl, diese gleichmäßigen Stufen emporsteigen zu dürfen. 63,5 Zentimeter im Lichten, das war nur etwas für schlanke Menschen. Aber bei ihm durften auch keine Dicken arbeiten. Die schwitzten und waren träge. Wenz, sein alter Stuttgarter Arbeitgeber - selbst von ansehnlichem Umfang -, hatte einmal die Faustregel aufgestellt: Ein Bewerber muß seitlich von sich in Hüftbreite zwei Bohnenstangen in die Erde stecken und dann seitlich dazwischen hindurchgehen können. Ja, die Schwaben waren ganz schön schlau. Oben endete die Treppe mit einer offenen Galerie. Hier saß ab und zu ein Praktikant, hier wurden Modelle gebaut oder gelegentlich gemeinsam gefrühstückt. Auf dem Boden stand eine alte, überdimensionale Stereoanlage. Seitlich führte eine Glastür zu seinem Büro.

Sein Büro! Hier fühlte sich Aldinger richtig gut, nein, er fühlte sich von seinem Büro verstanden. Es war ein Ort, wo er sich gerne aufhielt. Der längsrechteckige, nur zwei Meter fünfundzwanzig hohe, weiße Raum wurde durch ein großes Nordfenster belichtet. Schmale, dunkelblaue Sprossen teilten die Öffnung in stehende Flügel. Auf dem Parkettboden lag ein leuchtendblauer Wollteppich, der wie eine Insel einen Glastisch mit Eames-Sesseln als besonderen Platz auszeichnete. Seitlich vor dem Fenster stand ein Zeichentisch mit einem schwarzen Lederstuhl. Die Längswand wurde auf ganzer Länge von einem Regalsystem begleitet. Schwarz und Chrom, entworfen vom großen Kollegen Fritz Haller, und seit Jahren Nonplusultra in jedem Architektenhaushalt.

Aldinger ließ sich in seinen Drehstuhl fallen und freute sich über das weiche Quietschen des Leders. Er hatte es nicht weit gebracht, war kein Professor, hatte keine berühmten Häuser gebaut, konnte nicht irgendeine herausragende Leistung nennen. Aber er war Architekt. Vielleicht war er es nur für sich selbst. Daß er hier sitzen durfte in dem weißen Raum mit den wenigen schönen Möbeln, das war wie ein Exerzitium, das ihn ahnen ließ, wie die Welt hätte sein können. Manchmal verfolgte er nur die Kanten zwischen den im Licht schimmernden Wandflächen. Er wußte, wie lang sie waren und wie sie sich zueinander verhielten. Dieses sinnliche Spüren ihrer Geometrie war vergleichbar mit dem absoluten Gehör. Man konnte auch einen Raum fühlen, exakt fühlen.

Er schlug seinen schwarzen Terminkalender auf, der genau rechtwinklig zur Tischkante an seinem vorbestimmten Platz lag. Was würde diese Woche bringen? Er überflog die Eintragungen, die er selbst oder Frau Heim vorgenommen hatte, alle mit schwarzer Tinte. Freitag, 14 Uhr: Weinstein. Das sagte ihm nichts. Weinstein? Er drückte auf die Ruftaste des Telefons.
Heimchen, wer oder was issen 'Weinstein'? Muß ich das wissen?
Eine Studentin. Wenz hat sie empfohlen. Die hat sie doch angerufen, weil sie ein paar Wochen bei uns arbeiten will.
Danke! Danke! Aldinger schüttelte den Kopf. Wie nett er doch immer war. Eine Studentin, die den ganzen Tag Radio hören würde und dekonstruktivistische Treppengeländer zeichnen. Hach, das kannte er doch schon, warum hatte er nur wieder ja gesagt! Vor ihm lag ein Grundriß, in dem er vier Büros mehr pro Geschoß unterbringen sollte. Konz hatte bereits die Werkplanung im Computer. Idioten! Er wollte das Problem nicht lösen, jetzt nicht. Er griff zum Telefon und drückte die Speichertaste mit der Beschriftung 'Richthofen'.

Auszug aus dem voraussichtlich im Mai 2001 erscheinenden Roman „Wechseljahre"

Dr.-Ing. Wolfgang Bachmann ist seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift „Baumeister".